

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 19 (1914-1915)
Heft: 9

Artikel: Ein Flug in die Ferne : Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China : [Teil 1]
Autor: Munzinger, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Selten und mässig genossen, lassen sie starke Nerven unberührt. Häufig und dauernd sie zu geniessen, würde keinem ratsam sein. Dem möchten wir weiteres beifügen. Wer die Sehnsucht empfindet, aus Gelesenem Beruhigung und Abklärung zu holen, der klopfte an andern Pforten an; bei Nietzsche wird er eher Unrast und Beklemmung sich holen. Ernstgestimmte Frauennaturen gar, welche von Enttäuschungen und Entbehrungen des Lebens sich abwenden möchten, um durch Einkehr in eine Welt des Reinen und Schönen sich Stärkung zu holen, die bleiben der Nietzsche-Lektüre besser ganz abgekehrt. Wo immer diese von Weib, Liebe, Ehe handelt, verrät sie, so geistreich die Auslassungen auch sein mögen, einen herben, spottgesättigten Beigeschmack.¹ Selbst diejenigen, welche geordnetes, systematisch verarbeitetes Wissen und Erkennen suchen, werden ungestraft an Nietzsches Werken vorbeigehen können.

Vielleicht dass sie die geistreichen Essais „Über die Geburt der Tragödie“, „Unzeitgemässe Betrachtungen“, „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“, die aus der ersten Schaffenszeit stammen, mit vielem Gewinn zur Auswahl lesen.

Wer nun freilich sich so veranlagt fühlt, dass er Spott, Satire, Geistes-schärfe an einem Autoren allem andern zuvor bewundert, der wird, bei Nietzsche einkehrend, in ungeahnten Genüssen schwelgen.

Wer Freude empfindet an gefeilten Aphorismen, die, pfeilscharf zugespitzt, wie Hagelschauer auf den Gegner niedersausen, der kommt wieder auf seine Rechnung.

Wer ferner an gewandter Stilform sich weidet, Wortbildungen feinsten Nuancierung, Satzwendungen fertigster Virtuosität wie Leckerbissen zu geniessen pflegt, der letzt sich hier an reichbesetzter Tafel.

Zuweilen überkommt einen da das Gefühl, man erfahre das seltene Erlebnis, im Feuerregen eines anhaltenden Gedankengewitters zu stehen, besonders wenn man auf Schriften seiner spätern Schaffenszeit zu greifen Gelegenheit nimmt. Und dabei überlasse sich der Leser ganz den Eindrücken, welche die beispiellose Sprachgewalt dieses verfeinerten Aphoristikers auf ihn ausübt. Er kümmerge sich weniger darum, *was* Nietzsche sagt; er genieße vor allem die Art und Weise, *wie* er den Gedanken Ausdruck verleiht. Da sieht er: Nietzsche ist Sprachkünstler und Geistesvirtuos. Jeden Gedanken zu schleifen wie einen Edelstein und ihn einlegen in goldene Fassung, daran setzt er alles. Und wir sollen's mit diesen Schöpfungen halten wie mit edelm Geschmeide. Man holt es zuweilen vor, zeigt's auch andern, freut sich an Glanz und Feinheit und gedenkt des seltenen Künstlers.

Prof. Dr. Hagmann.

Ein Flug in die Ferne.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China von *M. Munzinger*.

Im „Bund“ stand es: Erzieherin nach China gesucht. Für meine 20 Jahre war das gerade weit genug und sich vorstellen, den Kontrakt, der mich für drei Jahre binden sollte, mit fester Hand unterzeichnen, packen und reisen, war das Tun von kaum drei Wochen. An einem kalten, klaren Märzorgen beglei-

¹ Man vergleiche: Werke, Bd. VI, 95; XI, 126 f., 348 f.

teten mich meine Freundinnen — lauter Oltner Lehrerinnen — zur Bahn. Als ich im Wagenabteil sass, entdeckte ich als gutes Omen eine Art Verkörperung meines Reiseziels mir just gegenüber, zwei junge Mongolen. — Wie dann der Jura schwand, das Mittelland nicht blieb, und gar bald auch der Vierwaldstättersee fern war, wurde mir doch allmählich bewusst, dass ich wirklich eine grosse Reise vorhatte.

Jenseits der Alpen war der Himmel verhängt und je weiter ich reiste, desto düsterer wurde der Tag. In Genua empfing mich klatschender Regen und eine Unzahl schreiender Portiers. Mir war das Lloyd-Hotel Germania anempfohlen worden, mit deutscher Wirtin, billigen Preisen, saubern Zimmern, somit mit allem, was ein bescheidenes Herze braucht. (Wenn wir nicht in Zeiten lebten, die alles wandeln können, möchte ich es zum Absteigen weiter empfehlen!)

Ich hatte in Genua einen Tag Zeit und schaute die Stadt, die man ihrer Marmorpaläste wegen „la superba“ nennt, ohne freilich eine Ahnung zu haben, ob die architektonischen Wunder von einem Galeazzo Alessi stammten, oder ob Taddeo Carlone und Giov. Battista Orsolina sie geschmückt hätten. Einen Bædecker besass ich nicht. Ich konzentrierte mich hauptsächlich auf einen Gedanken: Die Abfahrt des Schiffes. Am nächsten Tage sass ich schon mittags darauf, lang ehe es den Hafen verliess. Derweil ich mich dort an Menschen — es waren auch schon chinesische Angestellte an Bord, so der dicke, immer grinsende Kuli „Max“ — an Kabine, Gänge, Säle, Deck und all das Neue gewöhnte, krächzte der Kran und versenkte Ballen um Ballen, Kisten um Kisten in den Schiffsleib, ohne dass man von oben hätte bemerken können, dass sich der ungeheure Raum unten fülle. Mit einem Male ruhte der Kran — noch ein Schreien und Rufen, ein Hin- und Herrennen und ein kaum bemerkbares Schwanken des Schiffes verursachte mir einen leichten Schwindel — vielleicht auch der Gedanke, wirklich losgelöst zu sein von Europa.

Die Schiffe werden von einem Lotsen aus dem Hafen geschleppt, damit der starke Wellenschlag die äusserst kostspieligen Hafenanlagen nicht zerstöre. So glitt unser „Prinz Heinrich“ sanft hinaus ins offene Meer. Als wir an der äussersten Mole des westlichen Hafendamms vorbeifuhren, schien die gebirgige Küste durch ein dunkles Abendrot in Bronze getaucht, das Meer grünbraun und unermesslich weit, wie auch der Himmel, den wir so in unsern Bergen nicht kennen. Je mehr das Ufer schwand, desto mehr graute mir vor der Unermesslichkeit vor uns. In dunkler Nacht ging's dann an Corsika vorbei, das sich uns gefällig durch eine Feuersbrunst bemerkbar machte. Am andern Morgen strömte beizeiten alles auf Deck, um Ischia und Capri zu schauen und dann auch den Golf von Neapel — europäische Wunder, für die es genug Beschreibungen gibt. Unser Schiff blieb draussen verankert liegen, während wir die Gelegenheit uns nicht entgehen liessen, Pompei zu besuchen. Auch hierüber sprechen — andere Beschreibungen. Nur dies, als wir etwa um 10 Uhr nachts mit unserer Steamlaunch in den Hafen hinaus und zu unserem Schiffe zurückfuhren, war mir unheimlich zu Mute. Der Feuerschein des Vesuv färbte das Meer weitem. Am Morgen hatte der rauchende Bursche gar nicht so gefährlich ausgesehen, aber in der Nacht! Auch sagten uns die Schiffsangestellten, sie hätten den Kerl noch nie so lebhaft feuern sehen. Vier oder fünf Tage später, in Port Said, sollten wir erfahren, warum. Per Draht kam die Nachricht, dass der Vesuv seinen bösen Ausfall getan.

Bei Nacht ging's durch die Strasse von Messina ins offene Mittelmeer, und als es wieder tagte, waren wir weit weg von der Heimat, Küste, Italien, Europa! Der Himmel war bedeckt, die Wellen kräuselten sich, das Schiff „rollte“ oder „stampfte“ — beides gleich beliebt bei nicht seefesten Passagieren — bei den Essenszeiten waren die Tische merkwürdig leer, und von den Anwesenden ass ein gut Teil Häringe. Dabei fror man etliche Tage tüchtig, trotz Mäntel und Decken, bis dann endlich wieder einmal die Sonne leuchtete, und in orientalischer Glut und Helle der „dunkle“ Erdteil vor uns lag. Der Hafen Port-Saids, gestaut wie diejenigen Italiens mit Schiffen aller Art, liess den Blick auf die Stadt genügend offen. Die gradlinigen Häuser wechseln mit Kuppeln und Minarets. Am Hafen selbst sieht es verhältnismässig europäisch aus — Hotels und Geschäftshäuser tragen europäisch beschriebene Plakate. Aber die Menschen! Händler mit sich nie müde schreienden Stimmen, die Decken, Felle, echte Nuga, Dattelwürste, Karten, Federn und viel anderes mehr feilboten. Wehe, wenn man auf den bunten Krimskams einen Blick warf! Die Kerle verstanden sich auf Gelüste. Aber unsere Gesellschaft entkam doch immer wieder, dank der Führung eines eingefleischten Orientreisenden, der gewohnt war, diese Leute wie Hunde, d. h. gelegentlich mit Fusstritten, zu behandeln, was mir selbstverständlich, damals und später, peinlich war.

Am Nachmittag fuhr das Schiff diesmal weiter. An das Rattern der Maschine und an das Zucken und Zittern der Arbeit hatte ich mich ganz gewöhnt, und als nun wieder ein Lotse das Schiff langsam und lautlos durch den Suezkanal führte, war der Stille beinahe zu viel. Dieses Hingleiten bei untergehender Sonne und dann durch die helle Nacht, am nahen flachen Ufer vom Salzgehalt rötlich schimmerndes Wüstenland, heisse Luft um uns, dann und wann in der Ferne die Umrisse einer Palmengruppe — es war zauberhaft. Und nachher folgten die berüchtigten heissen Tage im roten Meere. Die rötliche Küste und die häufigen salzigen Inseln, die wie rosige Eisberge aussehen, sollen dem Meere den Namen gegeben haben. Unser Schiff, das einen deutschen Gesandten nach Abessinien an Bord hatte, durfte dann noch einen Abstecher nach Dschiputi im Dankaligebiet machen. Da lud man als erstes eine ungeheure Anzahl Sektkisten aus, über deren Bestimmung meine Mitreisenden sich den Kopf zerbrachen und sie dem Gesandten allein niemals gönnen wollten. Indessen also der Kran arbeitete, sahen wir dem fröhlichen Hafenleben zu. Kleine, gutgebaute Negerlein ruderten sich, in Reihen auf einem gänzlich unbehauenen Baumstamm sitzend, heran, mit Händen und Füßen natürlich. Sie begleiteten die taktgemässen Bewegungen mit singendem „Hah-oh-hoi-ee“ und grinsten mit den weissesten Zähnen dazu. Wie Katzen flink kletterten sie dann an Masten und Takelwerk hinauf, um sich für ein armseliges Kupferstück ins Meer zu stürzen. Im Wasser daheim wie die Fische, selbstverständlich unbehindert durch irgend ein Kleidungsstück, brachten sie den Sold immer wieder, sei es naturgemäss in den Händen, oder auch zwischen den Zähnen oder Zehen, je nachdem er sich hatte erwischen lassen.

Im haifischwimmelnden Hafen von Aden waren wir nur bei Nacht und schliefen schlecht wegen der unerträglichen Hitze in dem windstillen Hafen und dem unaufhörlichen Kohlenladen. — Es folgten Tage schönsten Wetters und Nächte, wie man sie sich für eine indische Seereise nur wünschen kann. Der Meerspiegel war ölglatz, die einzige Bewegung darauf nur von dem Flimmern der von unserm Schiff aufgeschreckten Schwärme fliegender Fische verursacht.

Manchmal flog so eine arme Kreatur auf das trockene Mitteldeck und wurde von uns in Musse betrachtet — ein Mittelding von Fisch und Vogel.

Bei Nacht sahen wir längs dem Schiffe matt leuchtende kleine und grosse Kugeln, Meeresleuchten, und gen Süden am Himmel, noch leuchtender, das Kreuz des Südens, das bekannte Sternbild. Dampfer und Segler begegneten uns und Grüsse wurden ausgetauscht und niemand dachte, dass es einmal anders werden könnte. Aber Land sahen wir für nahezu eine Woche nicht mehr. Man verbrachte die Tage mit Wettspielen und Tanz, Lektüre und Klaviergeklimper (wobei ich namentlich viel leistete!), mit Kartenspiel und Handarbeit — und hatte dabei noch viel, viel Zeit, in den Korbstühlen herumzuliegen. Die Temperatur war erträglich und besonders schön die Abende, wenn die Musikkapelle konzertierte. Diese bestand grösstenteils aus Berufsmusikern, die auf dem Kontinent ihren Verdienst nicht fanden, und als Stewards und Schiffsmusiker hart ihr Brot verdienten. Sie hatten Programmnummern für jeden Geschmack, wenn aber der damals neue Schlager: „Trink'n mr noch en Tröpfchen“ losging, sang alles mit, Deutsche, Holländer, Engländer — man lebte eben im freundlichen Zeichen des Friedens. Sogar meine zwei Chinesen vom Oltner Bahnhof sangen mit. Sie hatten in Berlin studiert und der eine, ein echt chinesisches lebhafter, treuherziger und mitteilbarer kleiner Mann, hatte mir bereits viel vom Reiche der Mitte erzählt und mir sogar seine Geheimnisse anvertraut, zu deren wichtigsten gehörten, dass er eine Perücke trage und darunter sein guter alter Zopf, in feine Zöpfchen geflochten, ein dunkles Dasein führe, dass er in Berlin böse Schulden gemacht habe und sich vor dem Papa fürchtete, und endlich, dass er niemals seine kleine Braut mit den noch kleinern Füsschen heirate, die ihm die Eltern von den ersten Lebenstagen an aufoktroiert hatten. Der gute Junge — wenn erst wieder einmal der Zopf hing! Er war übrigens aus guter, gebildeter chinesischer Familie, sprach vier Sprachen und war überhaupt ein tüchtiger Mensch mit seinen 17 Jahren. Sein Vater, Mitglied einer englisch-chinesischen Gesellschaft, arbeitete mit an der Herausgabe eines Konversationslexikons in den beiden Sprachen.

So kamen wir endlich nach Ceylon. Wunderbare Insel, palmen- und edelsteinreiche! Nie habe ich ein ungeheuer zahlungsfähiges Portemonnaie mehr vermisst als in Colombo!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur obligat. Mädchenfortbildungsschule.

Haben Sie schon Kinder getroffen, die trotz ihrer Fehler nicht auch etwas Liebenswertes an sich hatten? Ich nicht. Und etwas anderes lesen Sie sicher alle aus den so verschieden ansprechenden Gesichtlein heraus: Die Mütter.

Zwei Mütter meiner Kleinen sind es, die mir schon seit Wochen sehr im Sinne liegen, Frauen, die unter ökonomisch und gesellschaftlich gleichwertigen Bedingungen Frau und Mutter wurden. Beider Männer sind Arbeiter in grossindustriellen Betrieben.

Und doch, welcher gewaltiger Unterschied an den Kindern, in ihrem Fühlen und Denken, in ihrem ganzen Wesen überhaupt. Die Väter kehren erst abends